

Nr. 205. Bromberg, den 9. September. 1934

Die Irrfahrt des Majors King.

(2. Fortsetzung.)

Währenddessen saßen Klas Steinbrink und seine Frau bei einem Töpfchen warmen Kaffee; denn es war die kühle Stunde der Tropennacht.

Da pochte es draußen zaghaft an der Tür. Es war Dikoa, die jüngste der drei Frauen von Lombo. „Weil es uns keine Ruhe läßt, Baas," sagte sie zu dem Farmer, „Lombo ist nicht mehr da!" Dann erzählte sie unter heimlichen Weinen, was in der vorigen Stunde geschehen war.

Sie konnten dies Gespräch aber nicht fortsetzen; denn auf einmal wurde die Nacht lebendig. Eine Kompanie des schwarzen Füsilierregiments Queen Mary marschierte in den Hof! Es waren Neger aus Äquatorialafrika, aus Uganda und dem Elgon.

Major King mit seiner Abteilung betrachtete sich als auf der Verfolgung eines feindlichen Truppenteils; denn daß der Häuptling Omaru unter dem Befehle Lettow-Vorbecks kämpfen würde, war klar. Omaru und seine Krieger hatten dem Regiment Queen Mary das Leben an der Nordgrenze von Deutsch-Ost sehr sauer gemacht. Dann war es King gelungen, die Massaitruppen zu zersprengen. Auf der Fährte Omarus war er selber geblieben. Diesem zähen und schlauen Gegner sollte das Fell ganz gründlich gebrannt werden. King, Edward Albert King, war hoch und ritterlich in der Erscheinung. Er ging ein wenig vornübergebeugt. Der rötliche Schnurrbart war zur Bürste geschnitten. Major King hatte ein brutales Gesicht. Augen von Klarheit und Bläue milderten diesen Eindruck der Härte.

Wer sein Gesicht einmal gesehen hatte, vergaß es nie im Leben. Das lag an dem Mal über seiner linken Braue. Genau über der Mitte des Brauenbogens hatte er nämlich ein Zeichen, das aussah wie der Kopf einer Gewürznelke. Wie ein brauner Stern.

Seltsam und ganz einmalig.

Klas Steinbrink wurde mit seiner Frau und den beiden Mädels auf einen der Wagen geladen, die im Hofe standen. Der wurde mit den vier Zugtieren des Farmers bespannt, dann mit einigen Posten besetzt; es wurden ihm zwei Boys zugeteilt, die die Stiere zu leiten hatten, und dann ging es los. Es war noch nicht Tag.

So verließen Klas Steinbrink und die Seinigen dies Gehöft am Meru, von dem sie das Glück ihres Lebens erhofft hatten. Sie durften nicht ein Wäschestück und nicht ein Messer und eine Gabel mitnehmen, und die Mädels nichts von den Dingen, an denen ein Kinderherz hängt. Wohin diese Fahrt ging, wußten sie nicht.

Die vier Massaiweiber, die in der Hütte Lombos steckten, wurden von Major King in ein peinliches Verhör genommen. Wenn sie stumm waren, weil sie nichts wußten, wurden sie mit der Nilpferdpeitsche geschlagen. Dann redeten sie aus Angst, was ihnen aus dem Munde wollte.

Am meisten verstockt, verschlagen, haßsüchtig gegen die Engländer war Tamaa. Sie war von der Biegsamkeit einer Gerte und von der Schmiegsamkeit einer Wüstenkatze. Von ihr erwartete King nichts Gutes.

Tamaa schrie, schrie.

Als sie ihre Prügel hatte und blutete, wälzte sie sich in die Hütte und riß ein Jagdmesser Lombos aus dem Holz. „Das will ich ihm ins Herz stoßen!" knirschte sie zwischen schlagenden Zähnen hervor. Aber die Mutter ihres Mannes, die klagenden Kinder und Osire hielten sie und banden sie mit einem Strick an das Lager. So verhüteten sie das Schlimmste — wenigstens in dieser Nacht.

Tamaa heulte, und Tamaa, die Massaifrau, schwur Blutrache gegen den weißen Mann.

Dikoa bekam keine Prügel. Aber weil sie alles so leichten Herzens heraussagte, schöpfte der Major King doch auch Verdacht gegen sie.

„Du bist eine Verräterin," sagte er, „wenn es sich erweist, daß du gelogen hast, wollen wir dich an dem Eukalyptus aufhängen und ein großes Feuer unter deinen Füßen machen."

Da fiel Dikoa vor dem Major auf die Knie und sagte: „Ich habe nicht gelogen. Aber in der Nacht habe ich den Totenvogel im Traum um ein Feuer fliegen sehen, das viel Rauch machte und ein großes Feuer war."

„Was soll das heißen?" fragte King.

„Das soll heißen: es ist einer vor dem Sterben, mit dem ich am Tage nach dem Traum rede. Ich habe mit dem Baas und seiner Frau gesprochen," sagte sie im Besinnen laut zu sich selber, „und ich habe mit Lombo und mit dir gesprochen, weißer Mann, und mit dem Neger Umbala und mit anderen. Einer davon ist dem Tode nah. Dikoa wird es nicht sein. Was Dikoa gesagt hat, ist wahr."

„Wer ist der Neger Umbala?"

„Einer von deinen Soldaten," sagte Dikoa.

Dann schickte sie der Major mit zwei Sergeanten hinaus in die Steppe. Sie sollte den Weg zeigen, auf dem die Massaikrieger zu verfolgen waren.

Aber die Fähnchen fanden sie. Und ganz draußen, vor dem Himmel, standen auch die Krieger des Häuptlings Omaru, wie eine Reihe von kleinen Bäumen. Sie hatten sich dorthin gestellt, um durch die Gläser der Feinde gesehen zu werden, damit sie verfolgt würden.

Da nahm Lombo das Prismenglas, das Omaru in den Kämpfen an der Grenze erbeutet hatte, und sah Dikoa mit den Sergeanten aus Steinbrinkfarm herauskrabbeln wie Käfer.

Major King sagte: „Dieser Wüstenfuchs ist auf der Flucht, aber wir werden ihn fangen und abbalgen." Und der Massaihäuptling Omaru sagte: „Dieser King ist auf dem Wege in die Falle; wir werden ihn und seine Nigger fangen und abbalgen. Lettow-Vorbeck hat den Befehl gegeben: Fehlende Waffen sind vom Feinde zu erbeuten. Waffen fehlen. Und Wagen auch. Auf dem Heimweg aber wollen wir fahren."

Dikoa und die Sergeanten kamen zurück zur Farm. Da war es längst Tag. Die Steppe brannte ab. Und dann schlugen die Flammen vom Hügel groß und klar in den Tag. Es brannte die Farm.

Im Grauen des nächsten Tages durften die vier Massaiweiber die Steinbrinkfarm verlassen.

Weil die Mutter des Lombo eine sehr alte Frau war, wurde sie auf einen Karren geladen.

Es war ein langer Zug, der sich von der Brandstatt hinab bewegte in die Ebene. Gepäckwagen, Feldküchen, Fouragewagen ... dieses schwarze Regiment zog in den Krieg mit allem, was der Tag von ihm verlangte.

Lombo, der Pfadfinder, tat ein grauenhaftes Gelübde, als er Steinbrinkfarm im Feuer aufgehen sah. Er ritzte sich den Arm mit dem Messer, daß das Blut hervorspritzte, tauchte die Klinge hinein und stieß sie in den Stamm eines Baumes. Dabei sprach er: „Es sollen von diesen Feinden und Mordbrennern nicht so viele Männer den Weg zurückkehren als Finger an meiner Hand sind!"

Überfall der Massai.

Die Truppe des Kommandeurs King hatte inzwischen einen riesenhaften Marsch gemacht. Sie war am Südufer des Viktoriasees entlang gezogen. Nun ging es nordwestlich. Der Fluß Kagera wurde erreicht. „Als Kagera ergießt er sich in den See, und als Nil fließt er wieder heraus," erklärte dem Major einer seiner alten Afrikaner. Sie durchmaßen Sumpf und Steppe.

Auf der Seite der Massai aber waren Lombo und Omaru prachtvolle Führer in dieser Wildnis ohne Ende. Sie richteten es so ein, daß ihnen der Feind immer folgen konnte. Mit all den Wagen war das eine schwere Aufgabe. Aber es gab nun keine Umkehr für King. Auch war der Preis zu hoch: denn es ging um den Kopf Omarus!

In diesen Steppen und Urwäldern siedelten Neger von zwergenhafter Gestalt. Ihre Gesichter waren breit, runzlig und von unsagbarer Häßlichkeit. Viele litten an der Schlafkrankheit, lagen an der Pad als hautüberzogene Skelette und waren nicht zu wecken. Oder ihr Leiden war noch nicht soweit fortgeschritten; dann waren ihnen die Nackendrüsen zu Klumpen geschwollen. Durch ihre Tage döften sie, und die nicht schliefen, waren verschlagene Gesellen. Sie erboten sich als Führer der Truppe Kings hinter den Massai her. Der Häuptling Omaru — weil er das wußte, — hatte ihnen sein Ziel genau beschreiben lassen. Nun verdienten sich die Zwerge ihren Judaslohn.

In dem Urwald, in dem der Kagera als Wasserfädlein aus dem Grunde sickert, zog die Abteilung King mit dem Wasser das Tal entlang. Die Massaikrieger zeigten sich seit Tagen nicht mehr; denn vor dem Himmel buschten sich nun die Dächer der Wälder. Die Welt sah hier aus, als sei nie der Fuß eines Menschen darübergeschritten. Wo der Waldwuchs einmal lichter wurde, umblühten den Wasserlauf dicht an dicht gelbe und weiße Strohblumen. Auch Königskerzen ragten übermannshoch dazwischen; und die Aschenreste von den Lagerfeuern der Massai waren da.

Um eine solche Strohblumen-Aue bildete der Urwald Wände aus einem Stoffe, der von den Ästen herniederhing wie Wolldecken. Es war eine Flechte, die in Riesenbärten vom Holz herabfiel. Der Kagera plätscherte zwischen den graugrünen Wänden dahin und enteilte in die Unergründlichkeit der Wälder.

Major King und seine Offiziere hatten aus den Reden der Zwergneger entnommen, daß sie die Massai am nächsten Tage einholen müßten. „Wie steht es um die Massai?", ließ er einen der Zwerge während des Marsches ausfragen.

Der Zwerg hieß Kihaga und stammte aus dem Dorfe Kansenene.

„Wenn ihr sie fangen wollt, sollt ihr nicht hier in den Strohblumen lagern! Die Massai sind schnell wie die Antilopen ihrer Steppen. Ihr könnt ihre Fährte leicht verlieren. Ja, das könnt ihr. Auf dem Rücken des Berges dürft ihr aber rasten. Ihr werdet vor Abend nicht hinaufkommen. Der Weg ist steil und eure Wagen sind schwer." Er riß gähnend sein Maultiergebiß auf und kroch durch den Vorhang aus Flechten. Wie ein Tier des Urwaldes versickerte er im Dickicht.

In der Tat: in den Strohblumen hatte die Abteilung ihre Zelte setzen wollen. Nun aber kam der Marschbefehl. Bald ächzten die Packwagen vom Tale den Berghang empor. Alle Rufe wurden gedämpft. Die Massai sollten von dem Anmarsch keine Kunde erhalten.

Der Lagerplatz auf dem Gebirge wurde kurz vor Einbruch der Nacht erreicht. Er war noch viel schöner als das Tal der Strohblumen. Ein Anger im Urwald. Nicht mit Wänden der Flechte umhegt, sondern mit Vorhängen von Schlingpflanzen. Die blühten in allen Farben.

Es wehte über den Wipfeln der Riesenbäume wohl der Bergwind; aber über dem Grase war es still. Duft von Blumen sank schwer aus dem Gewirr der Ranken und blieb auf dem Rasen liegen. Balsamisch. Beglückend. Zauberisch. Er wirkte auch so auf die Sinne. Es ward nun so, daß die Leute nur mit Mühe die Befehle ausführen konnten. Sie aßen, was nötig war, setzten die Zelte und verkrochen sich darin; denn die Nacht wurde hier kühler als in den Niederungen. Die Steppen hatten gerasselt in Dürre, hatten geklirrt in Durst. Hier aber war das Schloß des Frühlings. Seit tausend Jahren wuchs und blühte das ungestört. Und in den Nächten fiel Tau.

Es wurden keine Feuer angezündet. Der Posten, der das Lager umschritt, fühlte, wie sich die Müdigkeit fremd und schwer in ihn senkte. Er wurde nach einer halben Stunde abgelöst. Immer nach einer halben Stunde; weil die Leute im Stehen einschliefen.

In anderen Lagern war gesungen, geraucht, gespielt worden. Hier blieb es still. Es erklang aus etlichen Zelten nur das Schnarchen der Neger.

Bald war die Nacht da. Es war eine sehr finstere Nacht. Die Riesenbäume überwölbten den Anger mit ihrem Laubwerk und verdeckten den Himmel. Da schimmerten nur gleich Sternen die Blumen im Rankenwerk. Viele leuchteten auch, weil Glühkäferweibchen darin saßen. Die hatten Laternen von einem Glanze, der recht wie ein Urwaldmärchen strahlte. Oder es schaukelten die Käfermännchen mit ihren grünen Lampen durch die Finsternis.

Der Tritt des Postens ertrank im Gras.

Dann gingen die mancherlei Stimmen des Urwaldes an. Es waren Rufe der Liebe und Rufe des Neids, dumpf oder grell. Oder es waren Nachtvögel, die läuteten aus ihrem Kehlsack einen Klang wie von Glocken.

Für den Mann auf Wache war das ein Mittel gegen den Schlaf. Und als er die Ablösung wecken ging — denn die kam nicht von selber —, hatte er damit eine schwere Not.

Benommen schwankte der neue Mann am Saume des Lagers dahin, lehnte sich an einen Stamm ... auf einmal sank er hinein in das grüne Gewebe der Ranken. Ohne einen Laut. Er sank auch nicht — er wurde von draußen gezogen. Aber das kam ihm nicht so rasch zum Bewußtsein. Und dann war es zu spät. Es war die Hand eines Massai, die ihn auf die Seite gebracht hatte!

In den Wipfeln fingen sich die Schreie der Nachtaffen. Es hätten auch die Schreie von Menschen in Gefahr sein können. Niemand unterschied das. Und niemand achtete darauf. So schwer war der Schlaf. Und so gewöhnt war man an die Stimmen des Urwalds.

Dann krochen Massaikrieger zwischen den Lianen hervor. Geräuschlos wie Schatten. Krochen in die Zelte. Schnitten den Schläfern die Kehlen durch.

Niemand sah, was in der Finsternis geschah. Niemand hörte es. So furchtbar leise kam dieses Sterben. Und so furchtbar leise kroch es von Zelt zu Zelt, von Mann zu Mann. Keiner merkte, daß dem daneben das Messer durch die Gurgel gezogen ward ...

Vielleicht war's, daß der Major King in seinem Zelte von der Stille geweckt wurde — wie wenn manch einer geweckt wird, wenn die Uhr im Zimmer stehenbleibt. Vielleicht war's, daß er erwachte, weil die Herzen so vieler seiner Soldaten nicht mehr schlugen. Edward King stützte sich auf den Ellbogen und lauschte. Er lupfte die Zelttür mit dem Fuße. Er sah den Schatten eines Nachttieres draußen gleiten und dachte: „Was fällt dem Posten ein, daß er die Hyänen oder Schakale sich hier tummeln läßt?" Es war aber kein Schakal — es war ein Massaikrieger! „Get up!" rief der Major, sprang hinaus ... „Hurry up! Hurry up!" schrie der Major. Das knatterte ihm zwischen den Zähnen heraus wie Hornruf.

Da hoben sich Fackeln hoch am anderen Ende des Lagers. Aber Fackeln, die geschwungen waren von den Armen der Massai!

King riß den Revolver vom Gurt und feuerte blindlings drauf los.

„Hurry up!"

Gewehrschüsse krachten unter dem Scheine der Fackeln hervor und Kriegsgeschrei der Massai antwortete.

„Hurry up!" schrie der Major.

Hinter ihm, aus drei, aus vier Zelten, sprangen noch ein paar seiner Soldaten . . . wie aus der Erde — aus der Erde! Rissen die Büchsen hoch. Schossen ihre Magazine leer. Sanken ins Gras . . .

Da war der Major Edward King nicht mehr da.

(Fortsetzung folgt.)

Meine erste Reportage.

Eine humorvolle Angelegenheit von **Hermann Reinecke.**

„Mensch, Dicker!" stürzte der Chefredakteur des „Herald" in mein Zimmer, „hören Sie mal zu, was passiert ist — Sie kennen doch die rothaarige Dolly aus Brooklyn?"

„Sicher!" nickte ich fachmännisch, „der weibliche Reporter des „Evening Standard"! Was ist mit ihr?"

„Sie hat sich erschossen!" keuchte mühselig derselbe Mann, der es mit seinen 275 Pfund Lebendgewicht wirklich nötig hatte, mich „Dicker" zu nennen.

„Unmöglich!"

„Doch — das heißt, man munkelt, daß vielleicht ein Mord vorliegt", rief der Chefredakteur, „kommen Sie mit rüber ins Konferenzzimmer, ich habe eine Besprechung angesetzt."

Schweigend nahmen wir alle Platz.

„Meine Herren Kollegen", ergriff der Redaktionsgewaltige das Wort, „Sie wissen ja, um was es sich handelt. Die rothaarige Dolly soll ein Tagebuch hinterlassen haben, das sensationelle Aufzeichnungen über die bekanntesten Leute unserer Stadt enthält."

„Stimmt!" brummte Watson, der zweite Reporter, „Ich habe das Buch selbst einmal gesehen. Jetzt liegt es aber bei der Polizei, Wache 44, Washingtonstreet."

„Quatsch", rief der Chef, „interessiert mich alles nicht — wir müssen das Buch sofort haben! Hat jemand eine Idee?"

Es kam aber niemand zum Reden, denn gleich darauf wandte sich der Chef an mich und fuhr fort: „Passen Sie mal auf: Sie haben mich doch schon immer gebeten, Ihre erste Reportage machen zu dürfen. Seit Wochen liegen Sie mir damit auf der Pelle. Schön, der „Herald" will Ihnen helfen. Fahren Sie los! Den Innendienst macht Watson solange für Sie."

„Großartig, Chef!" jauchzte ich, „Wieviel Spesen darf ich quittieren?"

„Augenblick mal", meinte Dickie, wie der Chefreporter unter uns genannt wurde, „es ist noch eine Kleinigkeit dabei. Wir müssen nämlich bei der Angelegenheit das sensationelle Tagebuch an uns reißen! Aber fix muß es gehen, sonst schnappen uns die Brüder von der Konkurrenz, bei der Dolly beschäftigt war, den Bissen vor der Nase weg. Also hört mal zu: Wir sausen jetzt alle Mann hoch zur Wache 44 und veranstalten einen Höllenspektakel. Dann kommt die Wachtmannschaft 'rausgestürzt, und Sie" — er nickte mir zu — „spritzen in die Wachtstube, nehmen das Buch vom Pult des Protokollführers, und die Sache ist all right. Verstanden?"

Gemeinsames Kopfnicken, und zehn Minuten später stieg die Vorstellung.

Dickie schoß eine Knallkorkenpistole für Kinder ab, und wie der Blitz sauste die ganze Wachtmannschaft auf die Straße, um zu säubern. In diesem Augenblick schlüpfte ich durch die Tür in die Wachtstube, ergriff das geheimnisvolle Tagebuch der rothaarigen Dolly und wollte damit davonrennen. Plötzlich fiel mir aber ein, daß die Polizei hinterher Lunte riechen würde. Schnell nahm ich daher ein dickes Buch, das auf einer Schranke lag, wickelte es in das gelbe Packpapier von Dollys Tagebuch und legte es auf das Pult des Protokollführers. Daneben lag die sauber geheftete Akte X der toten Dolly.

Eine Viertelstunde später war alles vorbei. Mit triumphierendem Gesicht gab ich das Buch bei Dickie ab, der mir anerkennend zunickte, dann ging ich, eine erstklassige Virginia zwischen die Lippen geklemmt, in mein Schreibzimmer, um meine Reportage zu verfassen.

Zehn Minuten später klingelte das Telephon.

„Dicker, willst du mitkommen?" fragte Watson. „Heute nachmittag steigt der Termin in Sachen Dolly. Der etwas schleierhafte Selbstmord soll durch gerichtliche Untersuchung geklärt werden. Kommst du mit?"

„Ich weiß nicht recht", zögerte ich, „ich wollte eigentlich meine Reportage zu Ende schreiben. Du weißt ja, Watson, es ist meine erste."

„Ach, Unsinn", schnitt er mir das Wort ab, „wir fahren rasch mit meinem Wagen 'runter. Paß mal auf, es gibt einen Höllenspaß, wenn die Brüder entdecken, daß ihnen das Buch geklaut wurde!"

Mit einem Schwung flog der Hörer auf die Gabel, und zwei Minuten später rollten wir ab — zum Gericht.

Wir betraten gerade den Zuhörersaal, als der Protokollführer der Wache 44 aus der Washingtonstreet ins Verhör kam.

„Sie vermuten also, daß der weibliche Reporter des „Evening Standard" ermordet wurde?" sagte der Richter. „Wie kommen Sie eigentlich darauf?"

„Durch eine aufsehenerregende Entdeckung", erwiderte der Protokollführer von 44, „ich habe nämlich ein wichtiges Buch in ihrer Wohnung gefunden, ein Buch, das den Schlüssel zum ganzen Verbrechen bildet."

„Haben Sie das Buch hier?" fragte der Richter und streckte die Hand aus.

„Well", sagte der Protokollführer und griff in seine Mappe, aus der er ein in gelbes Packpapier gewickeltes und hinten versiegeltes Paket holte, „ich lege es in Ihre Hände, Herr Vorsitzender! Dieses Buch ist von entscheidender Bedeutung. Vergessen Sie nicht, daß die Ermordete weiblicher Reporter war! Gerade deshalb m u ß t e dieses Buch von geradezu unschätzbarem Wert für sie sein — es enthält nämlich nichts Geringeres als die Namen und Adressen der bekanntesten Bürger unser Stadt!"

„Donnerwetter", rief der Vorsitzende, als er die Siegel erbrochen und das große, dicke Buch auf den Richtertisch gelegt hatte, „da haben Sie aber den Nagel auf den Kopf getroffen! Es ist nämlich das T e l e p h o n v e r z e i c h n i s von Chikago . . ."

Die Offenbarung.

Eine Geschichte um Heinrich v. Kleist von **Walter Persich**

Die im Kampf mit den Dämonen des eigenen Herzens zersetzte Seele des einstigen preußischen Offiziers Heinrich von Kleist hat alles ertragen, was über einen Menschen an Schicksal hereinbrechen kann. Sie ist noch nach tausend Qualen über die Grenzen der eigenen Kraft hinweggeschritten, als die Erkenntnis des Geistes sie klein werden ließ vor der Größe und Gewalt des ewig unvollendeten Werkes: des „Robert Guiskard", der Deutschlands kühnste Dichtung geworden wäre, wenn . . . Sie ertrug sogar die Flucht aus Deutschland, die Rastlosigkeit des Wanderers durch viele Länder. Nur eines wog zu schwer: der Streit mit dem Freunde Pfuel. Er war der letzte, der dem Einsamen Treue wahrte, und nun, in der Stadt Paris, zeigte sich sein Herz eng und unbrüderlich.

In seinem kalten, nüchternen, wie zum Hohn in der lebendigsten Stadt der Welt so grenzenlos verlassenen Zimmer steht Heinrich von Kleist am Kamin. „Für wen denn noch leben, schaffen?" fragt er sich. „Für was? Liebe ist ein Trug, Wahrheit ein wechselndes Gaukelspiel, Freundschaft ein leerer Begriff, der Wahnsinn betörter Herzen!"

Was er an Arbeiten mit sich führte, um es in Paris von neuem zu beginnen und zu vollenden, auch jenes Gedicht der suchenden Seele, der „Robert Guiskard", Frucht jahrelangen Mühens, bittersten Fleißes, verbrennt zu Asche.

„Ewigkeit" lacht Kleist in die gilbende Flamme, „Sekunden — und sie ist verglimmt. Der Genius sollte mit dem Teufel ein Bündnis schließen — doch dem Teufel wird vor dem fragwürdigen Dasein in unserer Welt angst!"

Die Nacht liegt über Paris, als ein geduckter Mensch hinauswandert aus der Stadt. Der Rastlose hat kein Ziel, denn jedes Ziel ist Lüge, und alle Wege enden im Nichts . . . Sein Blick richtet sich nach innen. Ein gefährliches Lodern ist in seinen Augen, die nur noch das Grauen des menschlichen Lebens widerspiegeln.

Elf Tage und elf Nächte irrt der Mann in den Wäldern umher, sein Lager für Stunden auf moosig kaltem

Boden suchend, aufgeschreckt von jedem Geräusch. Es geht ein halbfinsterer Morgen auf. Kleist wandert in triefenden Kleidern fühllos weiter. Um die Wegbiegung hämmern Pferdehufe. Im letzten Augenblick reißt der Kutscher die Zügel straff. Um Haaresbreite wäre ein Leben zerstampft gewesen. Der Schlag öffnet sich, heraus springt ein Mann im Offiziersmantel. „Was ist, Joachim? — Mann!" wendet er sich an Kleist. „Kann Er denn nicht sehen? Hab's eilig, nach Paris zu kommen — fast wäre Er überrannt worden!"

Wie in einer Erinnerung schiebt der Angeredete den Hut aus der Stirn und richtet suchend den Blick nach oben. Der Offizier ist starr, legt plötzlich Kleist die Hand auf die Schulter: „Ist's möglich? Heinrich — du — Kamerad? Komm, gib mir die Pranke! Hab' seit deinem Abschied von der Garnison oft deiner gedacht, seltsamer Bursche. Marsch, in den Wagen — und flott weiter, Joachim!"

Willenlos läßt Kleist sich in die Kutsche heben, sogleich umgeben von der Fürsorge des einstigen Regimentskameraden, der ihm Kognak einflößt und berichtet, daß er in Paris seine sterbende Schwester noch einmal zu sehen wünsche. Abgerissen gibt Kleist Auskunft, und jener wickelt ihn in eine warme Decke.

„Alles Unsinn! Spintisiererei! Man hätte dich als Spion an die Wand gestellt, hätte man dich aufgegriffen, umherstrolchend im Lande. Nein, jetzt habe ich den Oberbefehl übernommen. Ich schmuggle dich als meinen Diener nach Paris, besorge einen Heimatpaß. Heil und gestärkt liefere ich dich deiner Familie ab . . ."

„Irgendwo, im Verborgenen, bei Bauern oder sonstwo, nicht bei der Familie! Soll ist abermals gestrandet und verbraucht um ihre Gnade betteln? Zugeben, daß mein höchstes Streben Firlefanz gewesen . . ."

Der tatkräftige junge Offizier kann nur noch seine Schwester in Paris bestatten, ihrem Gatten die Hand drücken. Er kam zu spät, um von der Sterbenden Abschied zu nehmen — aber am nächsten Morgen steht er mit einem Brief Kleists vor dem Gesandten Luchesini. „Exzellenz, Herr von Kleist braucht einen Paß!"

Kopfschüttelnd hat der Gesandte das Schreiben durchflogen. „Der junge Mann muß sehr krank sein. Kaum ein klarer Sinn ist in seinen Worten. Sie bürgen mir dafür, daß er seiner Familie abgeliefert wird?"

„Ehrenwort — Exzellenz!"

Doch es gibt stärkere Mächte als das Ehrenwort. In Mainz ist das Nervenfieber völlig ausgebrochen. Der einstige Kamerad kann den Phantasierenden kaum noch lebendig bei Freiherrn von Wedekind in Pflege geben. Der berühmte Arzt verbringt Tage und Nächte am Krankenlager, jede Stunde gewärtig, des Fiebers nicht mehr Herr werden zu können. Als Kleist zum ersten Male wieder mit wachen Sinnen die Sonne durchs Zimmerfenster spielen sieht, lächelt sein altgewordenes schmales Gesicht mit den glücklichen Augen eines Kindes. Er bittet seinen Arzt um Papier und beginnt sogleich zu schreiben. Weggewischt ist die Vergangenheit. Verse und Bilder gleiten aus seiner Phantasie ins Wirkliche — doch dann kommen Stunden und schreckliche Nächte, die ihn selbst dann noch quälen, da er schon als Genesender in der Pflege eines Dorfpfarrers nahe Wiesbadens seiner Kräftigung entgegengeht.

Neben den guten Geistern, die auch über diesen Dichter wachen, stehen immer noch die Dämonen des eigenen Herzens. Oft will er alle neubeschriebenen Papiere zerreißen, auf denen manches Zerstörte ihm aus dem Gedächtnis wiedergekehrt ist. Spaziergänge führen ihn in der Umgebung umher, einmal macht er gar eine kleine Reise nach Koblenz, wo er auf der Straße seinem früheren Regimentsburschen Franz begegnet. Er muß der herzlichen Einladung folgen und findet ein prächtiges Weib und zwei gesunde Kinder in der Wohnung des wohlbestallten Tischlermeisters.

„Handschlag!" sagt Kleist beim Abschied. „Drei oder vier Tage brauche ich noch, um gesund zu werden. Dann stellt Er mich als Gesellen an!"

Es ist dem Dichter ernst mit diesen Worten! Hier, bei dem treuen Handwerker, hat er zum ersten Mal gefunden: Liebe und Freundschaft, tätiges Wirken an schlichten Dingen zum Nutzen des eigenen Lebens wie des anderer Menschen und eine freudige, innere Zufriedenheit — so möchte er alles Spintisieren zu den Hobelspänen in die Ecke werfen!

Als Kleist zurückkehrt in sein stilles Zimmer des Pfarrhauses und leise die Tür öffnet, sitzt am Tisch mit rotgeweinten Augen und seligem Antlitz des Pfarrers Tochter über seinen Papieren.

Erschreckt springt das Mädel auf.

„Nun, nun!" begütigt er, voll Staunen und dennoch mit dem leisen Glück seiner Ahnung. „Warum die Tränen? Hast du darin gelesen?"

„Ja, ich habe gelesen!" stammelt sie, und ihre Augen entschleiern sich. „Wenn ein guter Tag für Euch kam, dann verlangte es Euch, zu schreiben. Wie ein Glanz ging es dann durchs Zimmer. Ich bin nur ein dummes Mädel und habe es nicht verstehen können und oft darüber gegrübelt, welche hohe Macht es außer Gott geben mag, die Euch so selig macht, die Euch so erheben kann. Nun trieb mich Neugier. Es ist, als hätte ich in ganz fremde Menschen hineinsehen können und mit einem Male all das Rätselhafte verstanden, was in ihren Seelen geschieht . . . und . . . ich bin so glücklich geworden. Darum weinte ich."

„Du bist", sagt er leise, „glücklich geworden über den Worten, die aus meinem unglücklichen Herzen kamen! O Kind, wenn dies das Geheimnis ist, dann will ich nie mehr verzagt sein . . . Komm!" Wie in einer plötzlichen Erleuchtung zieht er sie an sich und küßt sie auf die Stirn. „Aus dir spricht mehr als die schöne Stimme eines schönen Mädchens: Du bist die Offenbarung meines Lebens geworden."

Kleist hat oft der Pfarrerstochter gedacht. Aber auch sie hat den Dichter immer geliebt und niemals einem Manne angehört, obgleich sie das schönste Mädchen aus dem Dorf war.



Bunte Chronik



Riesenhai bei Susak gefangen.

In der Thunfischbucht von Trabrova, in der Nähe von Susak, ist es Fischern aus Kraljevica gelungen, einen mehrere Tonnen schweren, über acht Meter langen Haifisch zu fangen.

Ein derartiges Ungeheuer wurde im Adriatischen Meer schon seit vielen Jahren nicht mehr gesichtet. Es scheint, daß der Hai auf der Verfolgung von Fischschwärmen sich in die Bucht verirrt und den Ausgang nicht wieder gefunden hat. Infolgedessen ist er im seichten Wasser gestrandet. In dieser Lage wurde das Raubtier von den Fischern überrascht. Sie sperrten sofort den Ausgang der Bucht mit Netzen ab und erschlugen dann den Riesenhai mit Holzprügeln. Es dauerte drei volle Stunden, bis das Tier überwältigt und ans Ufer gebracht werden konnte.

Vor einigen Tagen wurde bekanntlich im Badeorte Kraljevica die 18jährige Studentin Branka Novak, die Tochter eines Laibacher Professors, als sie über die Sicherungsbojen hinausschwamm, von einem Hai verfolgt und verschlungen. Es wird vermutet, daß sie ein Opfer des jetzt gefangenen Haies geworden ist.

Der seltene Fang hat in der ganzen Gegend großes Aufsehen erregt. Es wird nun zunächst die Gattung des Haies festgestellt werden, worauf er im Museum von Susak zur öffentlichen Schau gestellt werden wird.

*

Unrecht.

„Hu, hu", heult Kurt Rawengel.

„Bübchen, weshalb weinst du denn?" fragt die Mama ängstlich?"

„Albert hat mir so weh getan."

„Was hat der schlimme Junge denn meinem Bübchen getan?"

„Ich habe ihn boxen wollen und da hat er sich gebückt und ich habe an die Mauer geschlagen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.